

Dr. Christof Bernhard Levin Schücking †.

Mit dem Bildnisse des Verstorbenen.

Nicht allein die schriftstellerische Bedeutung des westfälischen Romandichters, sondern auch der Umstand, daß der Verewigte seit einer Reihe von Jahren dem westfälischen Provinzial-Verein für Wissenschaft und Kunst als Vorstandsmitglied angehört hat, giebt Anlaß, seiner im Jahresbericht zu gedenken.

Levin Schücking wurde am 6. September 1814 zu Meppen (nicht zu Clemenswerth, wie es in biographischen Notizen über ihn vielfach heißt) geboren. Sein Vater war der Richter zu Clemenswerth Lic. u. j. Paul Schücking, seine Mutter war Catharina Sibilla Busch, die älteste Tochter des Land- und Stadtrichters Dr. u. j. Petrus Busch zu Dülmen. In Schücking's Familie war die Beschäftigung mit litterarischen Arbeiten nichts seltenes, Paul Schücking veröffentlichte meist unter dem Namen Luitger von Darfeld Aufsätze historischen und theologischen Inhalts; dessen Großvater Dr. u. j. Christof Bernhard Josef Schücking zu Münster, jener eleganten Gelehrsamkeit zugewendet, welche durch die Herrschaft des französischen Geschmacks in Deutschland hervorgehoben war, mit dem, was man damals Philosophie nannte, beschäftigt, mit bedeutenden Gelehrten des In- und Auslandes in Korrespondenz, hat nicht wenige Zeugnisse schriftstellerischer Thätigkeit hinterlassen. Statt weiterer Anführungen wird es genügen, auf Raßmanns Nachrichten von Münsterländischen Schriftstellern des 18. und 19. Jahrhunderts zu verweisen, der in der Zeit von 1707 bis 1852 nicht weniger als elf Personen dieses Namens aufzählt. — War die Neigung zu schriftstellerischer Thätigkeit mithin schon ein Erbeil von Vaters Seite her, so kam dazu das Erbeil von der Mutter Catharina Busch, welche die geistige Tochter des seiner Zeit berühmten Professors Anton Matthias Sprickmann, die Freundin der Dichterin Anette von Droste und selbst eine viel gefeierte gemütreiche Dichterin war. Levin Schücking pflegte oft scherzend seine Be-

schäftigung als ihm bestimmte zu bezeichnen. Er hat auch in einem interessanten Werk betitelt „Geneanomische Briefe“, das zur Zeit des Auftauchens der Darwinischen Theorien viel zitiert wurde, zuerst die Vererbung geistiger Eigenschaften beleuchtet und für dieselbe gewisse Regeln aufgestellt.

Neben dieser Lust am Fabulieren ging aber von seinen Vorfahren, deren Namen zuerst im sogenannten Goldenen Buch von Freckenhorst (1300—1325) erwähnt wird und die seit Jahrhunderten im Münsterland sesshaft waren, etwas anderes auf ihn über, die Liebe zur heimatlichen Scholle, die tiefe Anhänglichkeit an sein engeres Vaterland. Doch kehren wir zu seinem äußeren Lebenslauf zurück.

Nachdem er die Gymnasien zu Münster (in dem er das erste Prämium für deutschen Aufsatz erhielt) und Osnabrück besucht hatte, bezog Schücking im Jahre 1833 die Universität zu München, studierte dort, zu Heidelberg und Göttingen die Rechte und ging im Jahre 1837 nach Münster. Einem versuchten Eintritt in den preussischen Staatsdienst stand der Umstand entgegen, daß er in Hannover domiziliert war, und so beschäftigte er sich mit schönwissenschaftlichen Arbeiten meist für die von Gutzkow, Lewald, Laube u. A. damals herausgegebenen Blätter. Im Winter 1841 auf 1842 ordnete er die Bibliothek des Freiherrn von Lasberg in Meersburg, bekleidete im Jahre 1842 und 1843 eine Stelle als Erzieher des Erbprinzen von Wrede in Bayern und heiratete im Oktober 1843 die einzige Tochter des Großherzoglich Hessischen Kammerherrn und Generals Freiherrn von Gall, die er in der Sommerfrische in Unkel kennen gelernt hatte. Sie starb schon im Jahre 1855. Es hat wohl nicht leicht eine Frau gegeben, die es besser verstanden hätte, die Pflichten einer deutschen Hausfrau mit einer reichen litterarischen Thätigkeit zu vereinigen. Ein sonniger Geist, pflegte Levin Schücking von ihr zu sagen, wenn er mit der Wehmut nie überwundenen Schmerzes über ihren frühen Tod von ihrem Ideenreichtum erzählte, der Leichtigkeit im Schreiben und der geistigen Hülfe, die er bei ihr stets gefunden habe. — Der Ehe sind fünf Kinder entsprossen, von denen zwei Söhne und zwei Töchter noch leben.

Da die Gründung eines Haushalts aber Vermehrung der Einnahmen erforderte, nahm Schücking eine feste Stellung in Augsburg an und lebte dort von 1843 bis 1845 als Redakteur der „Augsburger

Allgemeinen Zeitung“, in jener interessanten Gährungszeit, in der Heinrich Heine für die Zeitung seine Korrespondenzen schrieb. Diese Stellung vertauschte Schücking im Jahre 1845 mit der eines Redakteurs der „Kölnischen Zeitung“ in Köln. Mit Unterbrechungen durch Reisen nach Paris und Rom hielt er sich bis zum Jahre 1852 dort auf, dann, da das Leben im vielbewegten Köln zu viel des Zerstreuenden und in Anspruch Nehmenden hatte, dem die Ehegatten sich seit längerer Zeit zu entziehen wünschten, siedelten sie auf das Familiengut in Sassenberg bei Warendorf, das im Herbst 1852 in ihren Besitz gekommen war, über. Dann nahm Schücking im Jahre 1856 wegen der Notwendigkeit, seine Kinder die Schulen besuchen zu lassen, seinen Aufenthalt in Münster, ging im Jahre 1876 wieder in die ländliche Einsamkeit nach Sassenberg zurück und hat hier, die Winter abwechselnd in Berlin, Wien und Rom zubringend, bis zu seinen letzten Tagen gelebt. Im Juni 1883 befiel ihn, den wenn auch fein Organisierten, doch bisher Gesunden und Rüstigen, eine gelbsuchtartige Krankheit. Da die Ärzte Besserung von einer Luftveränderung hofften, wurde er nach Pymont gebracht, wo er am Morgen des 31. August 1883, 68 Jahre alt, in den Armen seiner Kinder starb. —

Fleißig, unermüdlich fleißig, — Arbeiten ist mein normaler Zustand und greift mich nicht an, sagte er, wenn er sich zu schonen gebeten wurde — hat er eine Menge von Schriften meist historischen oder belletristischen Inhalts in den verschiedensten Formen hinterlassen. Für die Aufzählung derselben mangelt hier der Raum, aber es darf erwähnt werden, daß ihnen fast sämtlich gemeinsam ist eine ungewöhnliche Korrektheit und Eleganz der Form, ein gesunder Realismus, eine unerschöpfliche Kunst, durch spannende Verwicklungen zu unterhalten, ein trefflicher Dialog, eine warme, von dem goldenen Licht köstlichen Humors durchleuchtete Liebenswürdigkeit und namentlich eine tiefe Liebe zu seiner Heimat.

In die Eigenart des westfälischen Stammes war Schücking ganz eingedrungen und Romane wie „Paul Bronkhorst“ oder „Die Ritterbürtigen“ oder „Das Recht des Lebenden“ geben Zeugnis davon, mit welcher Gründlichkeit und Richtigkeit er die Charaktere seiner Landsleute zu schildern wußte.

Namentlich hat er es in „Paul Bronkhorst“ unternommen, den westfälischen Bauern darzustellen, wie er ist, nicht den Immer-

mannschen, wie er sein könnte. „Paul Bronkhorst“ zeichnet sich übrigens auch durch die treffende Entgegenstellung deutscher und französischen Wesens aus.

Das liebste Kind der letzten Jahre war dem Verfasser „Das Recht des Lebenden“.

Die Anhänglichkeit an seine Heimatsprovinz führte Schücking schon frühzeitig zu historischen Studien über deren Vergangenheit. Sein Fleiß — den Morgen brachte er mit Schreiben, den Abend fast regelmäßig mit dem Lesen und Ausziehen geschichtlicher Werke, wobei ihm seine Kenntnisse in zwei toten und vier lebenden Sprachen nicht wenig zu statten kamen, zu — brachte ihm eine Fülle von positivem Wissen ein, wie sie sonst nur ein Gelehrter zu hegen pflegt. Wohl niemand kannte z. B. die Zeit der französischen und preussischen Okkupation unseres Landes so genau bis in alle Einzelheiten hinein wie er. Und war es schon dem jungen Manne gelungen, für ein so wesentlich historisches Werk wie „Das malerische und romantische Westfalen“ Beifall zu finden, so hoffte er später um so mehr, für eine „Westfälische Geschichte“ Freunde zu gewinnen. Vorarbeiten zu derselben hatte er bereits im „Westfälischen Merkur“ veröffentlicht. Aber der unerbittliche Tod liefs es dazu nicht kommen. Die rastlos schaffende Feder entfiel ihm, als er die ersten Bogen einer Novelle beendet hatte, die den von seinem Freunde Professor Nordhoff entdeckten Warburger Goldschmied Eisenhoit zum Helden haben sollte.

So ist er denn mitten im Dichten, mitten im Trachten nach poetischer Verherrlichung der roten Erde dahingegangen, und Freiligrath braucht wohl nicht der Übertreibung geziehen zu werden, wenn er in einem seiner Briefe an ihn schreibt:

„Du, der Westfalen edelsten einer.“
